



Feierabend



Am Fahnen und Standarten.

Humoreske von Albert Jean.

„Liebster Schatz, könntest du mir nicht vielleicht sagen, welche Farben die Fahne von Sansibar hat?“ wandte sich Herr Bichelot an seine bessere Ehehälfte.

„Laß mich in Frieden mit deinem Sansibar!“ antwortete kurz Frau Bichelot. „Augenblicklich interessiert es mich mehr, was wir heute deinem Freund Leon zum Nachtmahl vorsetzen sollen.“

Leon Barouffier war der Hausfreund des Ehepaares Bichelot. Er hörte mit einer geradezu himmlischen Geduld den Vorträgen seines Freundes zu und tröstete im Geheimen dessen Frau, deren Gatte sich überhaupt für nichts mehr zu interessieren schien als nur für Fahnen, Flaggen, Wimpel und Standarten.

Die Sammelwut der Menschen erstreckt sich auf die verschiedensten Gebiete. Die einen sammeln Briefmarken, die andern Zündhölzchenschachteln; ganz Raffinierte sammeln sogar Uniformknöpfe und Etiketten von Bierflaschen. Was Herrn Bichelot betrifft, war er ein leidenschaftlicher Fahnen- und Standarten-Sammler.

Er bewahrte sie sorgfältig aufgerollt und wie Billardstöcke parallel aneinandergerichtet auf einem eigens konstruierten Gestell. Alle Nationen waren hier vertreten, und die Sammlung erfüllte das Herz des Herrn Bichelot mit unbeschreiblichem Stolz. Von seinem Wahne besessen, verbrachte er den größten Teil des Tages auf dem Dachboden, wo er seine Schätze aufbewahrt hatte. Die Jagd auf Rotten war ihm dabei hinlänglicher Ersatz für jeglichen Sport und sonstiges Körpertraining.

Diese Fahnen hatten Herrn Bichelot bei seinen Mitbürgern außerordentlich populär gemacht, spiegelten sie ja in symbolischer Weise die ganze Chronik des Weltgeschehens. Das unbedeutendste politische Ereignis — und mochte es auch bei den Antipoden vorgefallen sein — warf seine Reflexe auf dieses Haus, von dessen Giebel sofort das Wechseln dieser Baumwolltücher stets im Kontakt mit der weiten Welt.

Die südamerikanischen Republiken, die jeden Jahreszeitwechsel wie nach einem Naturgeschehen mit Revolution einleiteten, gaben Herrn Bichelot hinreichend Gelegenheit zum Aussteden seiner Fahnen, und die vulkanischen Eruptionen, die großen Epidemien und

sonstigen Katastrophen auf Gottes weite Welt zogen die friebliche Existenz dieses Bürgers nicht minder in ihren Wirbel. Frau Bichelot, die bis zum Ueberdruß die internationalen Gespräche ihres Mannes über sich ergehen lassen mußte, war das unerschuldierte Opfer dieses grotesken Wahnes.

Das Herannahen des Nationalfeiertages brachte den Fahnen-Sammler vollends aus dem Häuschen.

„Du wirst Girlanden binden!“ befahl er seiner Frau in Gegenwart des erschrockenen Hausfreundes. „Ich werde venezianische Laternen in die Fenster und Lampions in den Farben der Tricolore auf dem Geländer des Ballons befestigen. . . Vom Dachboden kann man auch ein Feuerwerk abbrennen; außerdem will ich mir aus Paris noch einige weitere Fahnen kommen lassen.“

„Was?“ brüllte Frau Bichelot, „noch mehr Fahnen? Aber das Haus ist ja schon voll davon! . . . Friedrich, nimm dich in acht, das sag ich dir! Wenn du noch weiter alles auf den Kopf stellen wirst, so geschieht ein Unglück!“

Herr Bichelot hörte nicht, was seine Gattin sprach. Er hielt sein Visörglas in der Hand; dann hob er es gegen das Licht, um es durch den blauen und weißen Kristall in den Farben von Chateaufala zu betrachten.

Zwei Tage vor dem Nationalfeiertag kamen die Fahnen an, und der Sammler erlebte bei dieser Gelegenheit unvergeßliche Augenblicke inmitten seiner Freunde am Stammtisch.

„Ich bin diesmal an unvorhergesehene Schwierigkeiten gestoßen“, erklärte er, als das Gespräch auf das bevorstehende Fest kam. „Meine Frau hat mir ihre Hilfe bei der Dekorierung des Hauses verweigert. . . So muß ich also die Idee, die Hausfront mit Girlanden zu schmücken, fallen lassen, denn man kann doch von mir nicht mehr verlangen, als in meinen Kräften steht. Ich werde aber das Haus eigenhändig mit allen Fahnen behängen. Es soll eine großen Fahnenparade werden, wie sie unser Ort bisher noch nicht gesehen hat.“

Elastischen Schrittes lehrte er nach Hause zurück. Bevor er das Haustor öffnete, betrachtete er einige Sekunden die Fassade

des alten Gebäudes, die er mit leuchtenden Farben schmücken wollte. Dann trat er ein und ging — eine Melodie pfeifend — in den ersten Stock.

Die Tür des Schlafzimmers war geöffnet. Die herausgezogenen Schubfächer, der Kasten, der zusammengerollte Teppich und die umherliegenden Gutschachteln machten ihn stutzig, denn noch nie hatte er eine solche Anordnung in diesem Raume gesehen.

„Anna!“ rief Herr Bichelot beunruhigt. Dann entdeckte er den Ehering seiner Frau, den sie auf ein weißes Blatt Papier auf den Tisch gelegt hatte.

„Wie? . . . Was? . . .“ stotterte Herr Bichelot. Der Zettel, den er hastig mit seinen entsetzten Augen überflog, war von einer beängstigenden Klarheit.

„Ich habe es satt!“ schrieb Frau Bichelot. „Ich reise mit Leon ab und überlasse dich deinen Fahnen!“

Da meinte Herr Bichelot wie jeder brave Mann, der von seiner Frau verlassen wird. Schluchzen erschütterte seinen Körper, und er konnte das Geschehene nicht begreifen.

Das Dienstmädchen wagte es nicht, ihn zur Mahlzeit zu rufen, sondern saß still in der Küche und strickte. Allmählich sank die Nacht und breitete ihre Pittiche über dieses Leid, aber draußen, in den Gassen gab es lärmenden Frohsinn, denn es war der Vorabend des Nationalfestes. Angelockt von dem Gewoge der Menschen, wischte sich Herr Bichelot die Tränen ab und ging auf den Balkon.

Er begriff sofort, daß alle diese Leute kamen, die Fahnenparade auf seinem Hause zu bewundern. Schon aber hörte er im Winde Ruße der Enttäuschung über die matten Bände. Die Lanpiens, die auf dem Geländer hingen, warteten auf die belebende Flamme. Die Tochter in den bunten Glasklößen, die der verlassene Mann in den Fenstern angebracht hatte, waren schon mit Del getränkt. Er vergaß plötzlich sein Leid und wurde sich dessen bewußt, was er seinen Mitbürgern schuldig war. Die Klänge der Musik, die von weitem zu ihm drangen, verkündeten den Beginn des Fackelzuges, der bereits vom Hauptplatz abmarschierte. Mit einem kräftigen Ruck des Daumens entzündete Herr Bichelot sein vernickeltes Benzin-

Feuerzeug und nach und nach leuchteten alle Lampen und Glasleuchte auf. Ein Murren der Befriedigung wurde vernehmbar. „Ja, aber die Fahnen!“ hörte man plötzlich eine Stimme.

„Ja, die Fahnen! . . . Diese unglückseligen Fahnen, die schuld waren, daß die Herrin des Hauses das Weite gesucht hatte! . . . Wie gern hätte Herr Bichelot sie alle jetzt verbrannt, um mit dieser Fadel die Rückkehr der Ungetreuen zu erwirken.“

„Zimmer mehr Stimmen riefen vom Gehsteig herauf: „Die Fahnen! . . . Die Fahnen . . . Die Fahnen! . . .“

Herr Bichelot zögerte nicht länger. Rasch trat er in das Speisezimmer und zog, ohne erst viel zu suchen, die erstbeste Fahne aus einem Bündel, das in einer Ecke stand, heraus. Dann trat er wieder auf den Balkon und befestigte sie unter den Zurufen der Versammelten an der Stange.

Aber . . . sie wehte auf Halbmaß.

Gedanken beim Ueberfahren- we. den.

Von Erich Kästner.

Halt, mein Hut! Ist das das Ende?
Groß ist so ein Autobus.
Und wo hab ich meine Hände?
Daß mir das passieren muß.

Arthur wohnt gleich in der Nähe.
Und es regnet. Hin ist hin.
Wenn mich Dorothee so sähe!
Gut, daß ich alleine bin.

Hab ich die Theaterkarten,
als ich fortging, eingesteckt?
Pasternak wird auf mich warten.
Der Vertrag war fast perfekt.

Ist der Schreibtisch fest verschlossen?
Ohne mich macht Stern bankrott.
Bestern noch auf stolzen Rossen,
Morgen schon beim lieben Gott.

Bitte, nicht nach Hause bringen.
Dorothee erschrickt zu sehr.
Wer wird den Mephisto singen?
Na, ich hör ihn ja nicht mehr.

Und ich hab natürlich meinen
guten blauen Anzug an.
Anfangs wird sie furchtbar weinen.
Und dann kommt der nächste Mann.

Weitergehen! Das Gewimmel
hat doch wirklich keinen Sinn.
Hoffentlich gibts keinen Himmel,
denn da passe ich nicht hin.

Das Begräbnis erster Klasse,
mit Musik und echtem Sarg . . .
Dodo, von der Sterbekasse
kriegst Du zirkla tausend Mark.

Andre würden gerne sterben.
Noch dazu in voller Fahrt.
Nur die Möbel wirst Du erben.
Hätt' ich wenigstens gepart.

Amerita als Erlebnis.

Von Grete Garbo.

Amerita — Europa:
Die Geographen behaupten: zwei Erdteile
(und haben recht).

Die Psychologen: zwei Welten (und haben
nicht unrecht).

Die Hochzeitsreisenden haben dieses Land der realsten Romantik noch gar nicht entdeckt.) (Christoph Columbus war nicht verheiratet.)
Aber wenn ich nach beinahe zweijähriger Erfahrung einen Unterschied machen sollte, dann nur den: In Europa hat die Stunde 60 Minuten. In Amerika 3600 Sekunden. Bis auf die Höchstgeschwindigkeit der Autler herrscht ein anderes Tempo.

*

In Amerika hat sich der Film in 30 Jahren entwickelt und hatte keinen Vorgänger. Hier fürchtete kein Theater Konkurrenz, weil es keine Theaterkultur gab, die überwunden werden mußte. Hier konnte man nicht lernen, sondern mußte neu schaffen, und wenn man sich nicht überholen lassen wollte, mußte das schnell gehen. (In Amerika läßt man sich nicht überholen.)

Wenn man mit Sekunden zählt, muß man sich beeilen.

Was macht es schon aus, wenn jemand fünf Minuten zu spät zur Arbeit kommt.

300 Sekunden klingen nicht nur gefährlicher, sondern sind auch trotz Adam Riese und trotz aller Logik mehr. Und wer das nicht empfindet, soll um des Himmels willen nicht nach Amerika fahren.

*

In Europa hätte ich nie begriffen, daß jemand „Bürozeit“ für Künstler einführt. Von 9 bis 1 und halb 3 bis halb 6 wird gearbeitet und der Regisseur, der von mir verlangt, daß ich um halb 4 schminkefertig bin, braucht mich bestimmt noch nicht um 3 Uhr und sicher nicht mehr um halb 5. Aber wenn ich zur Zeit fertig bin, weiß ich, daß auch er so weit ist und was ich an Nerven spare, weil ich nicht warten muß, macht bei weitem den Energieaufwand wert, zu bestimmter Zeit fertig zu werden.

Manche behaupten, durch solch eine Arbeitsmethode verliere gerade die Kunst an Innigkeit und Vertiefung.

Stetisch wie ich bin, glaube ich nicht, daß eine Künstlerin, die spontan nicht dazu imstande ist, sich nach einer viertelstündigen Probe verinnerlicht.

So sieht es von der einen Seite betrachtet aus. Andererseits aber sind 60 Minuten ebenso wie 3600 Sekunden — eine Stunde.

Amerita und Europa: in ihrem Leben, in ihrer Kunst und (mit allen Unterschieden des Temperaments und der Mentalität) in ihrem Charakter: wenn Sie wollen Kollegen oder Kameraden oder Genossen oder Kompagnone in der Menschheit G. m. b. H. oder — Brüder.

Liebste Mutter!

Briefe berühmter Menschen an ihre Mütter.

So schwer man aus einzelnen Briefen aus verschiedenen Zeiten im Vergleiche genauere Eindrücke über die Wandlungen auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete erhält, so erfährt man bei der Gegenüberstellung selbst privater und Familienbriefe doch manches über den Wandel der Zeiten, der Sitten, der Familienbeziehungen und die Veränderungen im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. „Vielgeliebte theuere Mutter!“ überschreibt Lassalle zärtlich seine Briefe an die Mutter, und ähnlich der große Schauspieler Raing: „Herzallerliebstes Mütterchen!“ Der Komponist Robert Schumann wöhlt zur Anrede: „Meine verehrte Mutter!“, während Lessing noch schrieb: „Hochzuverehrende Frau Mutter!“ und Martin Luther sich der langen Anrede bediente: „Der tugendhaften Frauen Margarethen Lutherin Wittiben zu Mannsfeldt meiner herzlieben Mutter!“

Briefe berühmter Menschen an ihre Mütter geben nicht nur über manche geheimen Sorgen und Gefühle ihrer Schreiber Aufschluß, sie bringen auch manche Gedanken und Stimmungen, die nur dem liebenden Mutterherzen ausertraut werden voll zum Ausdruck. Darum war die Herausgabe solcher Briefe aus den verschiedensten Zeiten **Liebste Mutter!** Briefe berühmter Deutscher an ihre Mütter. Herausgegeben von Paul Elbogen. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin) ein nützliches Unternehmen. Einem der Briefe des großen Gelehrten Rudolf Virchow, des Begründers der sogenannten Zellulärpathologie, entnehmen wir folgende, für seine sozialen und politischen Auffassungen (der Brief wurde im Mai 1848 geschrieben) bezeichnende Stelle:

„Du sagst, Du wissest nicht recht, was das alles sagen wolle, und ich möchte Dir darüber Bescheid sagen . . . Der größte Teil der Menschen hat schon lange nicht mehr an die Hölle geglaubt, jetzt fängt man an, auch den Himmel für sehr unsicher anzusehen. Man wünscht daher, daß die Armen und Unterdrückten, welche ihre Leiden hienieden trugen, weil sie im Himmel eine größere Belohnung finden sollten, schon

auf Erden in einen glücklichen Zustand versetzt werden und nicht erst auf die himmlischen Freuden warten sollen. Diese Verbesserung des Wohles der Armen war aber unter der bisherigen Staatsverfassung nicht möglich, weil in dieser der Wille des Königs allein Gesetz war und die arbeitenden Klassen gar keine Mittel hatten, ihre Forderungen geltend zu machen. Sie wurden von den bevorrechteten Ständen stets unterdrückt. Deshalb haben wir die alte Verfassung gestürzt. Der König soll keinen Willen mehr haben, als den Willen des Volkes; es soll keine bevorrechteten Stände, ja überhaupt keine Stände mehr geben, sondern jedermann soll dasselbe Recht im Staate haben, wie es naturgemäß ist; wir wollen hinfort nur ein einziges Volk von lauter gleichberechtigten Menschen bilden.“

Ist nicht die ganze Ideologie der Achtundvierziger-Revolution, wie sie sich in den Köpfen schwärmerischer Idealisten bildete, in diesen wenigen zitierten Sätzen enthalten? Aus einem Briefe Friedrich Niecksches aus dem Jahre 1866 sei zitiert:

„Sehr stößt mich hier ab (der Brief ist aus Köln geschrieben) die bigotterie katholische Bevölkerung. Ich wundere mich oftmals, daß ich wirklich im 19ten Jahrhundert lebe. Neulich war das Frohnleichnamsfest. Prozessionen nach der Art der Kirchfestauszüge, alles sehr gepuzt und daher eitel und trocknen fromm thugend, quakende und krächzende alte Weiber, sehr große Verschwendung auch mit Weibrauch, Wachskerzen und Blumenguirlanden. Am Nachmittage desselben Tages gab eine echte Tyrolergesellschaft ein Konzert, mit der gewöhnlichen gemachten Natürlichkeit und der stereotypen Nührung beim Andreas-Hoserlied . . . Schöne Uniformen habe ich da gesehen. Aber die alten Generale, die so schöne Uniformen trugen, führten sich gutmütig lachend durch die Straßen Kölns; denn sie hatten das große Duppelgeschicht eines Di-

ner s glücklich überstanden und waren alle sehr siegestrunken . . . Keulich haben wir, d. h. die Franconen mit den zwei anderen Burschenschaften einen gemeinschaftlichen Commers gefeiert. Hei! Welche Beseligung! Hei! Was hat nicht alles die Burschenschaft getan! Hei! Sind wir nicht die Zukunft Deutschlands, die Pflanzstätte deutscher Parlamente! Es ist mitunter schwer, sagt Subenal, keine Satire zu schreiben."

Von den in der Sammlung vertretenen

berühmten Briefschreibern seien nur einige genannt: Arndt, Bismard, Engels, Feuerbach, Goethe, Grillparzer, Haedel, Heine, Kainz, Lenau, Lessing, Mozart, Rathenau, Wagner, Wedekind u. a. Viele der abgedruckten Briefe gewähren Einblick in das Wesen und in die Seele ihrer Verfasser. Der Wert der Sammlung wird dadurch gesteigert, daß jeder Briefgruppe eine kurze Lebensbeschreibung des Schreibers und interessante Angaben über seine Mutter vorangestellt sind.

Auf daß wir das Gruseln nicht verlernen . . .

Das Theater des Todes.

Paris, im Februar 1930.

"Halt! Bedenken Sie wohl, bevor Sie hier eintreten, ob Ihnen die vier Francs, die Sie für die Karte erlegen, morgen nicht abgehen werden! Was Sie hier zu sehen bekommen, könnte traurige Gedanken und unangenehme Erinnerungen in Ihrem Geiste wachrufen. Es ist ratsamer, wenn Sie schon nach Hause gehen!" — Eine eigenartige Reklame, würdig der seltsamen Stätte, die sich bezeichne. Die kleine, schwarzangestrichene Bude, die inmitten der Varietés, Kinos und Tanzlokale auf dem Montmartre in weithin sichtbaren Lettern die Aufschrift trägt: „Kabarett des Nichts, Theater des Todes“, ist ein historischer Ort. Baudelaire, der Dichter des Grauens, soll diese Stätte häufig aufgesucht haben. Wenn man sich auf den Ciccone verlassen darf, ist der Dichter, der wie keiner vor ihm die wehmütige Poesie der Vergänglichkeiten in Strophen zu bannen vermochte, Stammgast in der gruseligen Schenke gewesen.

Man löst eine Karte, der Vorhang teilt sich: es war also keine Täuschung, man ist in eine Aufbewahrungshalle geraten. Der Billetteur nimmt die Eintrittskarte ab und ladet die Gäste in einem rauhen Ton ein, zunächst die Schenke des Todeskabarets zu besuchen. Ein kleiner Raum, von einer Magnesiumlampe beleuchtet. Das blendend weiße Licht läßt Tische und Stühle noch schwärzer erscheinen als sie sind. Der Tisch ist jedoch kein Tisch, sondern ein Sarg. Es ist unheimlich, da zu sitzen. Man findet sich jedoch mit dieser Absonderlichkeit bald ab, auch neben dem leeren Sarg kann man sich schließlich unterhalten.

In der Todeschenke hält man viel auf Stil. Die erfrischenden Getränke werden in menschlichen Schädeln dargeboten. Den Besuchern graust es; nur als man sich überzeugt hat, daß die unheimlichen Becher aus Holz geschnitten sind, beruhigt man sich einigermaßen. Schade, daß es dem alten Schopenhauer nicht gegönnt war, in dieser Schenke zu weilen. An den vielen Aufschriften, die die schwarzen Wände schmücken, hätte der Frankfurter Weltweise seine helle Freude gehabt. Nur sein Stolz wäre wahrscheinlich ein wenig gekränkt, denn kein kerniges Wort aus jenem Evangelium der Lebensverachtung, das er der Welt geschenkt hat, ist auf den Wänden des Wirtshauses „Zum blauen Nichts“ vermerkt. Ein tiefes Wort des französischen Denkers Buzarett padt den Gast, der vom Geschwätz des Kassierers — der Kerl ist auch Conferencier — sich nicht ablenken läßt. „Das Leben ist eine Krankheit, es gibt nur ein einziges Heilmittel dagegen, den Tod.“ — Das primitive Gemälde, das in grellen Farben das Innere eines Pariser Tanzlokals darstellt, soll den Gefallen des großen Poeten Baudelaire in ganz besonderem Maße gewonnen haben. Verliebte Pärchen, die nach der Musik einer Militärtapelle die Tanzbeine

schwingen, hat hier der Künstler mit grobem Pinsel festgehalten. Plötzlich wird es finster, nur das Bild bleibt beleuchtet: das Tanzlokal mit den lustigen Gästen erscheint nun im weißen Licht des Magnesiums.

Der Clou des Abends, die Spezialität des Hauses: Eine Dame aus dem Publikum wird aufgefordert, das Podium zu betreten. Eine kleine Blondine ist beherzt genug, der Einladung Folge zu leisten. Ein leerer Sarg ohne Deckel steht senkrecht auf der Tribüne. Die junge Dame, mutig und led, stellt sich hinein. Der Saal wird verdunkelt und nur der Sarg mit seiner lebendigen Insassin ist zu sehen. Ein Projektionsapparat, geschickt verborgen hinter dem Zuschauerraum, tritt in Aktion und nun sieht man mit Grauen, wie das Gesicht der jungen Frau allmählich totenblau wird, die Konturen verschwimmen und plötzlich erscheint im Sarg ein Skelett! Ein Effekt der Laterna Magica, die dieses Kunststück, grauenerrregend und lehrreich zugleich, vollbringt. „Bedenke, daß du sterblich bist.“

Theater des Todes! Es ist dafür gesorgt, daß auch wir sachlichen Bürger eines aufgeklärten Jahrhunderts das Gruseln nicht verlernen . . .

Der Kinder Märchenwelt.

Auch für Kinder ist das schönste Geschenk ein gutes Bilder- oder Märchenbuch, denn ein solches behält für das Kind seinen dauernden Wert. Es beflügelt seine Phantasie und bildet seine Seele, entwickelt seinen Schönheitsfönn und stärkt seine Beobachtungsgabe. Von Bilderbüchern, welche dieser Aufgabe entsprechen, seien die im Verlage Died u. Co., Stuttgart, erscheinenden „Stuttgarter Bilderbücher“ genannt:

„Barentanz und Affensprung, ha, da läuft schon Alt und Jung!“ — ein Buch voll lustiger Geschichten mit Bildern von Else Benz-Bietor.

„Guck hinein! Schaut der Tiere Kinderlein!“ Ein Buch für alle kleinen Tierfreunde mit Versen von Adolf Holst und Paula Jordan.

Beide Bücher sind in die erste Reihe richtiger Künstler-Bilderbücher zu stellen und bilden eine rechte Kinder- und Elternfreude. Die prachtvoll schönen, farbigen Bilder, die auf das kindliche Empfinden eingestellten Texte und die vorzügliche Ausstattung machen die Bücher zu prächtigen Geschenkwerken für die Kleinen. Jedes der Bücher umfaßt 20 Seiten und kostet M. 4.80, fürs Ausland Schw. Fr. 6.—. Beide Bücher dienen der Naturbetrachtung und sind daher bestens zu empfehlen.

„Heute fährt der Extrazug!“ Im Verlage Died u. Co., Stuttgart, ist auch dieses farbenfreudige, lustige Bilderbuch erschienen. Ernst Ruper hat die schönen Bilder gezeichnet, Adolf Holst die Verse geschrieben. Hansl und Liese unternehmen mit Onkel und Tante eine große Ferienreise und dabei ereignet sich gar viel an

Reizvolligkeiten und eindrucksvollen Abenteuer. So wird das Buch für jedes Kind zu einem wahren Erlebnis.

„Kostäppchen“, „Schneewittchen“, „Aschenputtel“ und „Dornröschen“, diese vier Perlen aus den Hausmärchen der Gebrüder Grimm haben soeben wieder eine Auferstehung gefeiert und zwar in einer hochwertigen, ganz entzückenden Ausgabe mit reizenden farbigen Bildern von Ric Cramer. Jedes dieser vier Bilderbücher ist mit vier siebenfarbigen und vier zweifarbigen prächtigen Offset-Bildern geschmückt, dazu ein feiner siebenfarbiger Künstlerleinband in Halbleinen, auf bestem weißem Papier. Eltern können ihren Kleinen zum Lesen oder Vorlesen gar nichts Besseres kaufen, als solche Ausgaben der alten und doch ewig jungen Märchen der Gebrüder Grimm. Diese Märchenbücher werden große Verbreitung finden, wozu schon der wirklich billige Preis von Rmk 1.40 für jedes dieser Bücher beiträgt. Die Bände sind gleichfalls im Verlag Died u. Co., Stuttgart, erhältlich.

Was mancher nicht weiß.

Sehr große Regentropfen fallen immer aus geringer Höhe; je kleiner die Regentropfen sind, aus umso größerer Höhe fallen sie.

Rary Pilsford hat in ihrer Steuererklärung ein jährliches Einkommen von etwa 3 Millionen Mark angegeben. Ihre erste Gage beim Film war ein Wochengehalt von etwa 150 Mark.

In Moskau muß ein Mann zehn Rubel Strafe bezahlen, wenn er einen Arzt unnötigerweise rufen läßt.

Rohait kommt von der Angoraziege, und Südwest-Texas ist jetzt der große Mittelpunkt der Angoraziegenzucht. Es gibt dort zweieinhalb Millionen Angoraziegen.

Einen Storch zu töten gilt in Holland und Belgien als unheilvoll; man glaubt, daß der Täter sein ganzes Leben lang von Mißgeschick verfolgt werden wird.

Kamele können von ihrem fünften Jahre an als Arbeitstier benutzt werden. Ihre Kräfte nehmen jedoch nach dem fünfundsingzigsten Jahre merklich ab, obwohl sie gewöhnlich ein Alter von vierzig Jahren erreichen.

Einen Reford in bezug auf Ausdauer im Dienst hat Elisabeth Gadsby aufgestellt, die im Alter von neun Jahren in eine Weberei in Leicester eintrat und noch heute, mit einundneunzig Jahren dort beschäftigt ist, also 83 Jahre in der gleichen Firma ausgehalten hat.

Welche Bedeutung ein höflich und sachlich geschultes Verkaufspersonal im Geschäftsleben bedeutet, geht aus den Antworten hervor, die ein Warenhaus erhielt, als es bei 2000 Kunden anfragte, weshalb sie das Geschäft nicht mehr besuchten. Unter den 1220 Antworten befanden sich folgende Begründungen: Es besuchten das Warenhaus nicht mehr: 10 wegen Unzufriedenheit mit der Ware; 130, weil sie zu lange auf die Bedienung warten mußten; 250, weil sie von der Bedienung taflos oder unhöflich behandelt wurden; 360, weil ihnen die Bedienung die Ware aufdrängen wollte, und 470 wegen Gleichgültigkeit der Bedienung.

Vor dem Kriege kamen in Deutschland auf hundert heiratsfähige Männer im Alter zwischen zwanzig und fünfundsingzig Jahren 85 Junggefelln, heute 44. Vor dem Kriege kam auf zwei verheiratete Männer ein Junggefelln, heute kommen auf drei Verheiratete zwei Junggefelln. Mit anderen Worten: von 1000 Frauen sind heute rund 400 ehelos.

Römler.

Diese Anekdote ist eine von den wenigen Mussolinianerboten, die auch in Italien erzählt werden dürfen:

Der König Viktor Emanuel und Mussolini spielten Karten. Sie taten es nicht um des Geldes willen, sondern der König spielte, um auch einmal einen Trumpf auszuspielen zu können, und Mussolini spielte um die Ehre. Dabei liefen ihre Reden munter fort, und man kam auch auf das Thema der bösen Republiken.

„Immer mehr werden es“, sagte Viktor Emanuel; erst Frankreich, dann Rußland, Deutschland, Oesterreich, Griechenland, vielleicht auch bald die übrigen Staaten.“

„Wir leben in einer schlechten Zeit für Könige“, erwiderte Mussolini, „in wenigen Jahrzehnten wird es auf der Welt überhaupt nur noch fünf Könige geben.“

„Fünf?“
„Ja. Den Karolönig, den Herzönig, den Biquetönig, den Treßkönig und natürlich den König von Italien.“ R. S. R.

Vitamine für die Zähne.

Die hohe Bedeutung der Vitamine für die Ernährung hat sich jetzt wieder durch Untersuchungen gezeigt, die Dr. C. Walfhoff an Tieren vorgenommen hat. Durch eine systematisch veränderte Dosis von Vitaminen konnte er bei Entziehung des C-Vitamins bei den Muttertieren wie bei den Neugeborenen krankhafte Erscheinungen an den verschiedensten Organen feststellen. Dabei zeigte sich, daß durch ungenügende Vitaminzufuhr die Zähne am frühesten und am stärksten litten, und zwar schon bei dem noch nicht ausgetragenen Tier im Mutterleib. In leicheren Fällen fand sich eine schlechtere Verkalkung des Zahnbeins, in schwereren auch eine solche des Schmelzes; ebenso wird das weiche Zahnmark stark beeinträchtigt. Der bekannte Zahnarzt Professor Dr. Otto Walfhoff hat nun diese Erkenntnisse wie er in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“ mitteilt, auch auf den Menschen ausgedehnt und festgestellt, daß die mangelhafte Anlage der Zahngewebe infolge ungenügender Vitaminzufuhr sich schon bei der werdenden Mutter für ihren Abkömmling geltend macht. Diese Schädigung der Zähne tritt dann bei dem Säugling in langsamer Zahnentwicklung und noch später bis zum 6. Lebensjahre hervor. Erhält aber die werdende sowie die nährenden Mutter genügende Vitamine in ihrer Nahrung und werden diese auch dem Säugling zugeführt, dann entwickeln sich die Zähne normal. Ungenügende Zufuhr von Vitaminen bei Mutter und Kind gibt also die Anwartschaft auf ein schlecht entwickeltes und mangelhaft verkalktes Gebiß, das sich schneller abnutzt und zum Schwelchen der Zähne neigt. Dabei spricht nicht nur das C-Vitamin mit, sondern auch noch andere Vitamine, zumindest das D-Vitamin.

Häusliche Ratichläge.

Küchenunzeiger, wie Schwaben, Muffen usw. vernichtet man durch gründliche Reinigung der ganzen Küche mit Seifenwasser, danach mehrmaliges Zerstäuben von Schwabepulver in alle Ecken, namentlich an den vom Herd erwärmten Stellen, dem besonders bevorzugten Tagesaufenthalt des Unzeigers. So lange man in einem über Nacht ausgelegten nassen Napf morgens noch Käfer findet, wiederholt man das Zerstäuben von Insektenspulver, damit auch die inzwischen zur Entwicklung gelangte Brut vernichtet wird.

Betteres.

Praktisch. „Ein Rauchservice hast du von deiner Frau bekommen? Du rauchst doch gar nicht.“ — „Aber sie!“

Kindermund. „Sag' mal Tante, warst du früher Dichterin?“ — „Aber wieso denn, Klärchen?“ — „Nun, Mutti sagte gestern, du hättest mal in deiner Jugend schöne Geschichten gemacht!“

Wie die Alten jungen . . . „Nun, Bissi, was wirst du machen, wenn du einmal so groß bist wie Tante?“ fragte Onkel Fritz. — „Eine Entfettungskur wie Tante“, erklärte Bissi selbstbewußt.

Zu spät. „Papa!“ ruft Fritz entsetzt. — „Bist, warni Mama, Kinder sprechen bei Tisch nicht.“ — „Nun, Bub, was wars denn?“ erkundigt sich Papa. — „Jetzt ist's aber zu spät, nun hast du den Wurm mit dem Salat schon hinuntergeschluckt“, sagt Fritz.

Eile tut not. Fräulein Pintig wird als Zeugin vor Gericht geladen. „Wie alt sind Sie?“ fragt sie der Richter. Das Fräulein schweigt verlegen. „Beeilen Sie sich, liebes Fräulein, jedes Zögern macht es nur noch schlimmer.“

Die falsche Tür. Als Müller im Badeort abends zur Reunion gingen, kam der teure Gatte einem Stachelbrichtzaun zu nahe und riß sich ein Loch in die Unausprechlichen. Frau Müller wollte das Loch provisorisch in der Garderobe stopfen. Während sie emsig bemüht war und er in Unterhosen tatenlos in einer dunklen Ecke trümmte. Kloppte man energisch an die verschlossene Tür. Eine Dame sei ohnmächtig geworden, man müsse sie sofort hereintragen. Frau Müller rief ihrem Gatten zu: „Schnell, verschwinde dort hinter der kleinen Tür!“ Müller verschwindet; die Dame wird hereingebracht; doch im gleichen Moment ertönt jammern hinter der kleinen Tür: „Marie, mach' auf, ich stehe im Ballsaal.“

Lang, lang ist's her. Ein Ferienreisender passiert mit einem Auto ein hübsches Dorf. Er möchte ein paar Tage dort verbringen, will sich aber vorher erst erkundigen. „Geda, lieber Mann“, hält er einen ihm entgegenkommenden Bauern an, „sag mal, ist das hier ein gesunder Ort?“ — „Das will ich meinen“, antwortet der Dörfler freundlich. „Als ich hierher kam, konnte ich kein Wort sprechen, ich hatte kaum ein Haar auf meinem Kopf. Ich war zu schwach, um allein in das Zimmer zu gehen und ich mußte sogar aus meinem Bett gehoben werden!“ — „Aber das ist ja ganz unglaublich!“ ruft der Fremde begeistert. „Sagen Sie mal, mein Guter, wie lange sind Sie denn schon hier?“ — „O, seit meiner Geburt“, grinst der Bauer.

Sächsische Gemütslichkeit. Der mobilierte Herr klopft an die Küchentür seiner Wirtin: „Genneden Se mer nich ä Gennchen Wasser gähm?“ — „Nu freilich, das genn Se kriechen.“ — „Oder ä Dobb voll?“ — „Se genn och ä Dobb voll kriechen.“ — „Oder vielleicht den Eimer da, halb voll?“ — „Meinswäjen och den Eimer halb voll.“ — „Wie wärsch d'n, wenn S' nu ganz voll machden?“ — „Das is doch ganz wärsch! Ich machden och ganz voll. Wodersu wolln S' das Wasser?“ — „Mei Hedde brennd!“

Das Rezept. Arzt: „Also, Suberbauerin, von dieser Arznei geben Sie Ihrem Manne jeden Abend vor dem Schlafengehen fünf Teelöffel voll.“ — „Fünf Teelöffel, Herr Doktor? Achjott, achjott, das geht ja nich, wir haben bloß breie!“ („Anwers.“)

Plausibel. Lehrer: „Kannst du mir erklären, Frischchen, wie es kommt, daß dein Hausaufsatz über den Hund haargenau denselben Wortlaut hat, wie der deines Banknachbarn?“ — Frischchen: „Wir haben wahrscheinlich über denselben Hund geschrieben.“

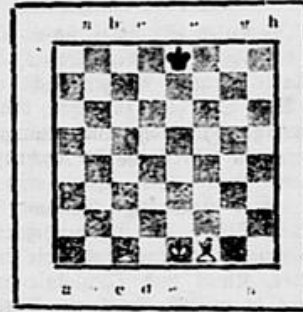
Schach-Ecke.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß, Druck- und Verlagsanstalt, Leptitz-Schöna, Tischlerstraße.)

28. Fortsetzung.

Matt mittels zweier Läufer.

Bild 42.



Matt in 14 Zügen.

Das Matt wird nur auf einem Eckfeld oder auf dem anliegenden Randfeld, spätestens in 18 Zügen erreicht. Die Läufer werden neben- oder hintereinandergestellt, wobei sie dem einsamen König die meisten Felder abschneiden.

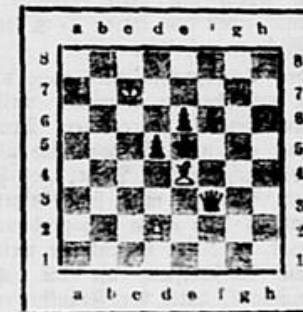
1. Lh3 Kd8 (oder anders) 2. Lf4 Ke7 (oder anders) 3. Ke2 Kf6 4. Kf3 Ke7 5. Lf3 Kf6 6. Kx4 Ke7 7. Kg5 Kd8 8. Kf6 Ke8 9. Le7 Kf8 10. Ld7 Kg8 11. Kg6 Kf8 12. Ld8 Kg8 13. Le6t Kh8 14. Le5 matt.

In der Stellung Weiß: Ka1; Lg4, h4; Schwarz: Kf8, dauert die Mattsetzung 18 Züge, da der König von seinen Läufern zu entfernt ist. 1. Ld1 Ke3 2. Kd2 Kd3 3. Le3 Ke3 4. Ke3 Kf3 5. Kd4 Kg4 6. Le1 Kf3 7. Ld3 Kf4 8. Le4 usw.

Schachaufgabe Nr. 2.

R. Borkowsky, Gelsenkirchen (Original).

Schwarz: Ke5; Bd5, e6, f6 (4).



Weiß: Ke7; Df3; Le4; Bd3 (4).

Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 8. März d. J. an oben angeführte Adresse einzusenden. Die Namen der richtigen Löser folgen in Nr. 11. Lösungszug zu Nr. 1. Tg8-h8.

Zur Aufgabe Nr. 1 sandten richtige Lösungen ein: Arnberg E., Tetschen a. E., Gottfried J., Holschen b. Staab; Grimmer E., Katharinerberg; Körner K., Ojes b. Görkau; Schlosser H., Graupen; Schöpka J., Eidlitz b. Komotau; Tauber H., Röchlitz bei Reichenberg; Wenzel A., Arnsdorf b. Haida.

Berichtigung: Bei der Schachaufgabe Nr. 1 fehlt im Stellungsbild der in Weiß als dritte Figur angeführte Turm (Th8). Dies zur Kenntnisnahme.

Fortsetzung folgt